

Berliner Colloquien zur Zeitgeschichte

Sönke Neitzel *Der Westen und die Neuen Kriege*

Das Ende des Kalten Krieges markierte zwar nicht das Ende der Geschichte, aber doch das Ende einer Ära. Nicht alles nach 1990 war und ist neu. Dennoch verbindet sich mit dieser Jahreszahl unzweifelhaft ein Paradigmenwechsel. Dies gilt insbesondere für die europäische Sicherheitspolitik, deren politischer, juristischer und öffentlicher Rahmen sich grundlegend veränderte. Größe, Auftrag, Struktur und Ausrüstung der Streitkräfte, die einst geschaffen wurden, um in Mitteleuropa große Panzerschlachten zu schlagen, mussten den neuen Anforderungsprofilen hochmobiler Krisenreaktionskräfte angepasst werden.

Die *out-of-area*-Einsätze haben das wiedervereinigte Europa gezwungen, sich mit seiner eigenen sicherheitspolitischen Identität auseinanderzusetzen und mit den Fragen, *wofür* und *wie* man künftig Krieg führen wolle. Während des Kalten Krieges gab es darüber nicht viel zu diskutieren. Das Kriegsbild erschien ebenso klar, wie die Rollen von »gut« und »böse« eindeutig verteilt waren. Zudem blieb alles Theorie, die hochgerüsteten Armeen mussten nicht kämpfen. Gewiss gab es auch nach 1945 noch zahlreiche Kriege – man denke nur an Korea, Indochina/Vietnam oder Algerien. Doch selbst für die alten Kolonialmächte begann in den 1960er Jahren eine Phase der militärischen Enthaltensamkeit. Dies galt sowieso für Italien, Spanien, Deutschland und die skandinavischen Länder. Sie alle unterhielten für ihre Verhältnisse hochgerüstete Armeen, die auf den Ernstfall warteten, mit dem aber niemand wirklich rechnete.

Die Kriege, Krisen und Konflikte seit 1990 veranlassten die alten NATO-Staaten indes, ihre Truppen wieder in Kampfeinsätze zu schicken. Für die meisten Staaten waren es die ersten seit dem Zweiten Weltkrieg, und selbst für Großbritannien bedeutete dieser Schritt das größte militärische Engagement seit dem Koreakrieg. Kriegsverbrechen, zweifelhafte moralische und rechtliche Legitimationen, die nicht enden wollenden Kämpfe erst im Irak und dann in Afghanistan sowie schmerzhaft Verluste führten zu intensiven Debatten über den Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Dies gilt für die NATO- und EU-Staaten im Allgemeinen und für Staaten mit einem kritischen Verhältnis zum Militär im Besonderen, etwa für die Niederlande, aber natürlich auch für Deutschland.

Auf dem elften »Berliner Colloquium zur Zeitgeschichte« am 26. und 27. April dieses Jahres waren Historiker, Politikwissenschaftler und Soziologen aus acht Ländern zusammengekommen, um über die aktuellen Debatten zu den *post-cold war conflicts* zu reflektieren, Desiderata zu identifizieren und neue Wege der Forschung aufzuzeigen. Dabei wurden vier Themenfelder diskutiert: die gesellschaftlichen, politischen und militärinternen Diskurse über die Neuen Kriege sowie der Einfluss der *new wars*¹ auf die *master narratives* vergangener Kriege, wie den Zweiten Weltkrieg, Vietnam oder Algerien. Dabei kristallisierten sich das zivil-militärische Verhältnis und die Debatten über Soldatenidentitäten als Kernthemen heraus. Nachfolgend werden anhand des Fallbeispiels Deutschland die Anregungen der Tagungsdiskussionen aufgenommen und mit der einschlägigen Literatur zu einem Überblick der Forschung verdichtet.

Streitkräfte und Soldaten im öffentlichen Diskurs

Im Oktober 2005 monierte Bundespräsident Horst Köhler auf einer Kommandeurstagung das »freundliche Desinteresse« der Deutschen an der Bundeswehr, ein Urteil, das seitdem in der Publizistik mehrfach unterstrichen und geradezu zum Faktum erhoben wurde.² Die sozialwissenschaftliche Forschung hat mit einer ganzen Reihe von quantitativen wie qualitativen Studien dem Meinungsklima über die Bundeswehr nachgespürt. Sie belegen, dass Köhlers Wahrnehmung zumindest in dieser verkürzten Form nicht zutrifft. Die Umfragen zeigen vielmehr, dass es in der Bevölkerung eine große Anerkennung für die Streitkräfte gibt, die sich im europäischen Mittel bewegt. Nur in Großbritannien und der Türkei fällt sie größer aus. Der gesellschaftliche Zuspruch zur Bundeswehr ist zudem seit dem Ende des Kalten Krieges erheblich gestiegen.³ Gleichwohl trifft dies nicht für Kampfeinsätze zu, die eine große Mehrheit der Deutschen stets ablehnte. Ähnlich verhält es sich im

1 Der Begriff *new wars* wurde auf der Tagung lediglich im Sinn der großen militärischen Konflikte nach 1990 verstanden. Die Frage, inwieweit die *new wars* im Vergleich zu historischen Kriegen einen neuen Charakter aufwiesen, stand nicht im Zentrum der Diskussion. Zu dieser Debatte: John Andreas Olsen, *On New Wars*, Oslo 2007; dagegen: Mats Berdal, »The ›New Wars‹ Thesis Revisited«, in: Hew Strachan, *The Changing Character of War*, Oxford 2011, S. 109–133.

2 Etwa Paul Nolte, »Fremde Soldaten. Deutschlands Nichtverhältnis zum Militär«, in: *Der Spiegel* Nr. 48, 2008, S. 184–186; Dieter E. Kilian, *Politik und Militär in Deutschland*. Die Bundespräsidenten und Bundeskanzler und ihre Beziehung zu Soldatentum und Bundeswehr, Berlin 2011; Andreas Timmermann-Levanas/Andrea Richter, *Die reden – wir sterben*. Wie unsere Soldaten zu Opfern der deutschen Politik werden, Frankfurt am Main 2010.

3 Heiko Biehl, »Belastungen, Angebote, Ansprüche. Die Bundeswehr als ›Armee im Einsatz‹ und die Neuverhandlungen der zivil-militärischen Beziehungen«, in: Stefan Bayer/Matthias Gillner (Hg.), *Soldaten im Einsatz*. Sozialwissenschaftliche und ethische Reflexionen, Berlin 2011, S. 65–94. Für den längeren historischen Rückblick siehe auch Ralf Zoll, »Militär und Gesellschaft in Deutschland 1945–2000«, in: Gerhard Kümmel/Sabine Collmer (Hg.), *Soldat – Militär – Politik – Gesellschaft*, Baden-Baden 2003, S. 185–198; Heiko Biehl/Rüdiger Fiebig, *Zum Rückhalt der Bundeswehr in der Bevölkerung*. Empirische Hinweise zu einer emotional geführten Debatte, Strausberg 2011; *Sicherheits- und verteidigungspolitisches Meinungsklima in der Bundesrepublik Deutschland*. Ergebnisse der Bevölkerungsbefragung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr, hrsg. vom Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr, Strausberg 2002–2011.



europäischen Ausland.⁴ Im Verständnis der meisten Kontinentaleuropäer sind ihre Streitkräfte vor allem für Einsätze gedacht, die Frieden schaffen oder bewahren, keinesfalls aber dafür, die Interessen des eigenen Landes mit kriegerischen Mitteln durchzusetzen. Einzig in den Vereinigten Staaten befürwortet eine große Mehrheit der Bevölkerung militärische Einsätze zum Erreichen »materiell-realpolitischer« Ziele. Die landläufige Ansicht, dass die Ablehnung von Auslandseinsätzen wächst, je höher die Verluste sind, trifft so im Übrigen auch nicht zu. Auf dem Colloquium haben Beatrice de Graaf und Ron Krebs darauf hingewiesen, dass es zumindest für die Niederlande und die USA keinen kausalen Zusammenhang zwischen der Ablehnung von Kampfeinsätzen und der Zahl der Gefallenen gibt. Offenbar ist die Bevölkerung durchaus bereit, Opfer zu akzeptieren, wenn sie den Sinn der Einsätze versteht. Die ablehnende Haltung in den beiden genannten Ländern zum Engagement im Irak und in Afghanistan hat sich in erster Linie nicht durch die Verluste, sondern durch das Legitimitätsdefizit der Operationen herausgebildet. An den Zustimmungswerten für die jeweiligen Streitkräfte hat die kritische Haltung jedoch nichts zu ändern vermocht. Die Werte blieben auch angesichts von Verlusten auf einem gleichbleibend hohen Niveau, wie die Meinungsforschung zeigte.

Inhaltsanalysen der Presseberichterstattung über die Auslandseinsätze liegen bislang nur wenige vor; sie ergeben noch kein vollständiges Bild von der veröffentlichten Meinung. Die bisherigen Ergebnisse etwa zur Bundeswehr weisen aber auf interessante Argumentationsmuster hin. So deutet sich an, dass die deutschen Soldaten als professionell, widerstandsfähig, sozial und interkulturell kompetent sowie unerschrocken und tapfer anerkannt werden. Soldaten werden vor allem als Opfer und Leidtragende äußerer Umstände

4 Detlef Buch, *Bundeswehr* 2.0. Von der Wehrpflicht bis Afghanistan – reduziert, ignoriert, egalisiert? Frankfurt am Main 2011; ders., »Was die Bevölkerungsmeinung wirklich prägt. Die Ausgangspunkte erfolgreicher sicherheitspolitischer Kommunikation«, in: Natascha Zowislo-Grünwald/Jürgen Schulz/Detlef Buch (Hg.), *Den Krieg erklären*. Sicherheitspolitik als Problem der Kommunikation, Frankfurt am Main 2011, S. 245–258; Heiko Biehl/Rüdiger Fiebig/Bastian Giegerich/Jörg Jacobs/Alexandra Jonas, *Strategische Kulturen in Europa*. Die Bürger Europas und ihre Streitkräfte, Strausberg 2011; Jörg Jacobs, »Militärkritisch oder militärraffin? Grundhaltungen der Bevölkerung ausgewählter europäischer Staaten«, in: Angelika Dörfler-Dierken (Hg.), *Friedensethik und Sicherheitspolitik*. Weißbuch 2006 und EKD-Friedensdenkschrift 2007 in der Diskussion, Wiesbaden 2010, S. 201–218.

dargestellt, praktisch nie hingegen als Personen, die andere töten. Der Übergang vom Aufbauhelfer zum Kämpfer schlägt sich in der Presse durchaus nieder. Allerdings erscheint auch der Kämpfer nie als aktiv und aggressiv, sondern stets als passiv und defensiv.⁵

Die Teilnehmer des Colloquiums stellten heraus, dass es somit überall in Europa eine Trennung gibt zwischen den insgesamt überaus positiv wahrgenommenen Streitkräften einerseits und ihren durchaus kritisch betrachteten Operationen andererseits. In Deutschland sind die Klagen der Soldaten über mangelnde Anerkennung der Gesellschaft gleichwohl Legion.⁶ Dies verleitete Verteidigungsminister Thomas de Maizière am 23. Februar 2013 zu der Äußerung, viele Soldaten würden nach Anerkennung »gieren«.⁷ Die Diskrepanz zwischen hohen Zustimmungswerten in Umfragen und dem subjektiven Gefühl des Desinteresses lässt sich auch damit erklären, dass der Soldatenberuf wahrgenommen wird wie jeder andere auch.⁸ Er bringt gewiss spezielle Anforderungen und Risiken mit sich, erscheint aber nicht als so außergewöhnlich, dass ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuteil würde.⁹ Die Idee des Staatsbürgers in Uniform und die Absage an eine herausgehobene gesellschaftliche Stellung der Streitkräfte unterstreicht diese Normalität. Auch die Zahlen der im Auslandseinsatz gefallenen Soldaten stützen ein solches Verständnis, entsprechen sie doch in einem Zehnjahresvergleich in etwa jenen der in Deutschland getöteten Polizeibeamten. Aus Sicht der Bundeswehrsoldaten unterscheidet sich ihr Beruf hingegen deutlich von anderen, woran sich die Erwartung einer höheren gesellschaftlichen Anerkennung knüpft.¹⁰ Das Problem scheint eher in den Auslandseinsätzen selbst zu liegen, deren Einfluss auf die Identität der Soldaten verkannt wird, wie Laurent Henniger auf dem Colloquium mit Verweis auf die französische Diskussion bemerkte. Ein Blick auf die Forschung von Soziologen und Politologen zeigt, dass man sich selbst in der Wissenschaft schwer damit tut, Soldatenidentitäten im 21. Jahrhundert zu verstehen.

Soldatenidentitäten im wissenschaftlichen Diskurs

Die Auslandseinsätze der Bundeswehr haben schon früh das Interesse der Forschung geweckt, die etliche Monografien, Sammelbände und Auf-

5 Laura Mae Herzog/Christian Kobsa/Hannah Neumann/Anna Oehlaf, »Von friedlichen Aufbauhelfern und professionellen Kämpfern. Die Darstellung der deutschen SoldatInnen im Heimatdiskurs«, in: Michael Daxner (Hg.), *Heimatdiskurs. Wie die Auslandseinsätze der Bundeswehr Deutschland verändern*, Bielefeld 2012, S. 137–166.

6 Vgl. etwa: »Wir sind der erbärmlichste Haufen in Afghanistan«, Bericht eines Stabsarztes anlässlich seines 3. Afghanistan-Einsatzes, in: *Süddeutsche Zeitung*, 2.7.2010; Julika Bake/Berthold Meyer, »The German Bundeswehr Soldier between Constitutional Settings and Current Tasks«, in: Sabine Mannitz (Hg.), *Democratic Civil-Military Relations. Soldiering in 21st-Century Europe*, London/New York 2012, hier S. 81.

7 »Giert nicht nach Anerkennung«, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 24.2.2013.

8 Buch, *Bundeswehr 2.0*.

9 Ergebnisse der Jugendstudie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr, hrsg. vom Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr, Strausberg 2010.

10 Siehe auch »Wir sind der erbärmlichste Haufen in Afghanistan«.



sätze auch zu den mentalen Folgen des Wandels von der Landesverteidigungsarmee zur weltweit operierenden Streitmacht vorlegte. Die meisten wissenschaftlichen Publikationen über Soldatenidentitäten basieren allerdings nicht auf umfassenden empirischen Quellenrecherchen, sondern sind eher Debattenbeiträge zum Thema »Wie soll der Soldat sein?« Im Mittelpunkt steht dabei die Forderung, dass sich das Bild vom Soldaten grundlegend verändern müsse. Für die Bundeswehr des 21. Jahrhunderts stehe nicht mehr das Kämpfen im Vordergrund, sondern die Bewältigung von *post-conflict*-Szenarien.¹¹ Als Streetworker, Sozialarbeiter und Schlichter agiere der Soldat von heute als neutraler Mittler zwischen den Fronten; als *miles protector* bestünden seine Aufgaben darin, zu retten, zu schützen und zu helfen. Er sei zwar bewaffnet und könne im Notfall mit militärischen Mitteln Sicherheit erzwingen, doch habe er als überzeugter Demokrat und werteorientierter Staatsbürger in Uniform vor allem eine zivile Identität – je ziviler, desto besser.¹² Daran anknüpfend plädierte etwa Angelika Dörfler-Dierken für eine neue Identität der Bundeswehr, die sich auf die Werte der 68er und der Friedensbewegung stützen solle.¹³ Der Soldat müsse sich als Arbeiter für den Frieden begreifen, dem er als Sicherheitsfachkraft diene. »Der konflikt- und friedensfähige Soldat« wisse darum, dass Leben immer Leben in Konflikten ist und dass es darauf ankommt, Konflikte um des Friedens willen möglichst gewaltarm zu moderieren. Nur dieser neue Typus des Soldaten werde imstande sein, sich in ein Setting einzufügen, in dem zivile und militärische Akteure unterschiedlicher Provenienzen und Mentalität zusammenarbeiten, so Dörfler-Dierken. Da die Auslandseinsätze halb militärischer und halb polizeilicher Art seien und nichts mit Krieg oder Sieg zu tun hätten, solle die Identität von

11 Etwa Wilfried von Bredow, »Kämpfer und Sozialarbeiter. Soldatische Selbstbilder im Spannungsfeld herkömmlicher und neuer Einsatzmissionen«, in: Sven Bernhard Gareis/Paul Klein (Hg.), *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft*, Wiesbaden 2006, S. 314–324.

12 Detlef Bald/Hans-Günter Fröhling/Jürgen Groß/Claus Freiherr von Rosen, *Zurückgestutzt, sinnentleert, unverstanden. Die Innere Führung der Bundeswehr*, Baden-Baden 2008. In diese Richtung geht auch Martin Kutz, »Aktuelle Debatte über den militärischen Einsatz in Afghanistan«, in: Bayer/Gillner (Hg.), *Soldaten im Einsatz*, S. 19–42.

13 Angelika Dörfler-Dierken, *Die Bedeutung der Jahre 1968 und 1981 für die Bundeswehr. Gesellschaft und Bundeswehr: Integration oder Abschottung?*, Baden-Baden 2010, S. 87–93. Siehe auch Detlef Bald/Hans-Günter Fröhling/Jürgen Groß, *Bundeswehr im Krieg – wie kann die Innere Führung überleben?*, Hamburg 2009.

Soldaten und zivilen Aufbauhelfern möglichst ähnlich sein. Traditionelle militärische Tugenden könnten für eine friedensorientierte, demokratische Armee daher keinen Sinn mehr vermitteln. Militärische Normen und Praktiken wie Gehorsam, Kasernierungszwang und Formaldienst seien von einer auf einem zivil-humanitären Ethos basierenden Diskussionsgemeinschaft abzulösen.¹⁴ Daher solle der Soldaten jeden Auftrag vor seinem Gewissen prüfen und sich dadurch gegen ungerechtfertigte politische Instrumentalisierung immunisieren. Der »mitmenschliche Soldat« verstehe sich als am Schicksal anderer teilnehmender, empathischer Mensch, der nur um des Schutzes anderer willen zur Waffe greife.

Auch bei Wissenschaftlern, die den Kampf etwas akzentuierter in das Aufgabenspektrum der Bundeswehr mit aufnehmen und damit den kaum verklausulierten Forderungen nach ihrem Umbau zu einer rein humanitären Hilfsorganisation eine Absage erteilen, bleiben die Vorstellungen von der Identität des Soldaten vornehmlich auf seine zivilen Rollen konzentriert. Wilfried von Bredow schrieb, der Soldat müsse »Retter, Heiler, Beschützer, bewaffneter Sozialarbeiter und Kämpfer alles zugleich sein, je nach äußeren Umständen und Erfordernissen muss er sich umstellen können«. Er dürfe nicht in seiner jeweiligen Spezialisierung aufgehen, und man müsse ein einheitliches Bild des Soldatenberufs fordern. Vor allem dürfe die technische Seite nur betont werden, wenn die politisch-normative Ausrichtung darunter nicht leide.¹⁵ Klaus Naumann und Gerhard Kümmel unterstrichen ebenfalls den Trend zur Polyvalenz, die den Kampf beinhalte, sich aber nicht darin erschöpfe.¹⁶ Für die Soldaten der Auslandseinsätze müssten diplomatische oder *scholar-statesmen*-Qualitäten, Qualitäten eines Konstablers oder Streetworkers gefordert werden. Soldaten müssten zugleich politisch gebildet sein, über kulturelle und soziale Empathie, Kommunikationsfähigkeit, interkulturelle Kompetenz und diplomatisches Geschick verfügen. Neben Patriotismus und nationaler Verpflichtung müssten humanitärer Kosmopolitismus und eine Orientierung an Menschenwürde und Menschenrechten vorhanden sein, die noch über den nationalen Interessen stünden.¹⁷

14 Angelika Dörfler-Dierken, »Bildung in der Bundeswehr: politisch, historisch, ethisch«, in: Uwe Hartmann (Hg.), *Der Soldatenberuf im Spagat zwischen gesellschaftlicher Integration und sui generis-Ansprüchen*, Berlin 2012. Noch weitergehende Vorstellungen bei Jürgen Rose, »Demokratie hört nicht am Kasernentor auf. Anmerkungen zur Krise der Inneren Führung in der Bundeswehr des 21. Jahrhunderts«, in: Gerhard Kümmel (Hg.), *Die Bundeswehr heute und morgen. Sicherheitspolitische und militärsoziologische Herausforderungen*, Baden-Baden 2007, S. 85–99.

15 Wilfried von Bredow, »Probleme der Transformation und das neue Bild des Soldaten«, in: Angelika Dörfler-Dierken (Hg.), *Identität, Selbstverständnis, Berufsbild*. Implikationen der neuen Einsatzrealität für die Bundeswehr, Wiesbaden 2010, S. 126.

16 »Militär und Demokratie«, Themenheft *Vorgänge* 193 (2011) 1, S. 7–14.

17 Gerhard Kümmel, »Das soldatische Subjekt zwischen Weltrisikogesellschaft, Politik, Gesellschaft und Streitkräften. Oder: Vom Schlagen einer Schneise durch den Identitäts-Selbstverständnis-Berufsbild-Dschungel«, in: Dörfler-Dierken (Hg.), *Identität*, S. 161–184; Karl Haltiner/Gerhard Kümmel, »Die Hybridisierung des Soldaten. Soldatisches Subjekt und Identitätswandel«, in: Gerhard Kümmel (Hg.), *Streitkräfte im Einsatz. Zur Soziologie militärischer Interventionen*, Baden-Baden 2008, S. 47–54.



Die vielfach wiederholten Forderungen nach einer zivilen Identität deutscher Soldaten werden angetrieben von der Sorge, infolge der Auslandseinsätze könnte in den Streitkräften eine Kriegermentalität die Oberhand gewinnen. Elmar Wiesendahl fragte provokant: »Athen oder Sparta – Bundeswehr quo vadis?«¹⁸ Die Reduzierung der Bundeswehr auf den Willen zum Kampf und überzeitliches Kämpfertum sei besorgniserregend, so Wiesendahl, da auf diese Weise das vielfältige Aufgabenspektrum der Streitkräfte nicht abgebildet werde. Zudem werde einem Tugendfundament das Wort geredet, das mit dem demokratischen und zivilgesellschaftlichen Wertekanon nicht vereinbar sei. Den *miles bellicus* trennten vom Staatsbürger in Uniform Welten, da Letzterer von der »tiefen Überzeugung« geleitet werde, »als Soldat für höchste demokratische Werte wie Menschenwürde, Freiheit und Gerechtigkeit einzustehen«. Je mehr sich ein militärisches Sonderethos herausbilde, desto mehr werde sich die Bundeswehr von der postheroischen Mehrheitsgesellschaft entfernen. Politik und militärische Führung müssten daher verhindern, dass vorgestrigte Kriegskonzepte größere Bedeutung für die Konstruktion soldatischer Berufsidentitäten gewännen.¹⁹ Interessanterweise sind ähnliche Äußerungen stets auch von Bundeswehrangehörigen formuliert worden. Kein Geringerer als Generalinspekteur Wolfgang Schneiderhahn stellte etwa fest, dass die Bundeswehr kein eigenes Wertesystem entwickeln dürfe, und sah im *miles protector* das Soldatenbild der Zukunft.²⁰

Genährt werden diese Mahnungen durch Bundeswehrgeneräle wie Hans-Otto Budde, der, anders als Schneiderhahn, einen »archaischen Kämpfer« forderte,²¹ oder Christian Trull, der die Kriegstüchtigkeit als vordringliche Aufgabe der Bundeswehr herausstrich und den Kämpfer in den Mittelpunkt der

18 Elmar Wiesendahl, *Athen oder Sparta – Bundeswehr quo vadis?*, Bremen 2010.

19 Beispielsweise Angelika Dörfler-Dierken, »Identitätspolitik der Bundeswehr«, in: dies. (Hg.), *Identität*, S. 147ff.

20 Wolfgang Schneiderhahn, »Innere Führung – hoher Anspruch an die Praxis«, in: Ulli Arnold (Hg.), *Gesellschaft, Militär, Krieg und Frieden im Denken von Wolf Graf von Baudissin*, Baden-Baden 2004, S. 177–185.

21 Wolfgang Winkel, »Bundeswehr braucht archaische Kämpfer«, *Die Welt am Sonntag*, 29. 2. 2004. Fortan äußerte Budde sich zurückhaltender: Hans-Otto Budde, »Aktuelle Aspekte zur Transformation des Deutschen Heeres«, in: *Jahrbuch der Clausewitz-Gesellschaft* 2005, S. 105–123; ders., »Das militärische Selbstverständnis des Deutschen Heeres. Ein wichtiger Faktor für den Erfolg im Einsatz«, in: *Gneisenau Blätter* 8 (2008), S. 29–34.

Identität von Heeressoldaten rückte.²² Wolfgang Royl ging noch einen Schritt weiter und betonte, dass Soldaten aufgrund ihrer Befähigung zum Töten einen Beruf *sui generis* ausübten, der von anderen Professionen deutlich abzugrenzen sei. Kern der Kampfgruppen seien die »natürlichen Killer«,²³ die einen Gegner im direkten Körperkontakt geräuschlos töten, ohne nachträglich Gewissensqualen zu leiden; eine Art moderner Samurai, der nur ein Ziel kenne: den Gegner auszuschalten. Fritz Zwicknagl, ein ehemaliger Fallschirmjägeroberst, stellte in einer Truppenzeitschrift fest, dass die jungen Soldaten, die sich »weniger an der Zivilgesellschaft orientieren und mehr daran, was die Vorgänger im Kriege geleistet haben, [...] sicher weniger wehleidige Maßstäbe für das eigene Handeln entwickeln [werden]«. ²⁴ Die Rückbesinnung auf vermeintlich zeitlose militärische Werte und auf Vorbilder der Wehrmacht finden sich in Argumentationen dieser Art in unterschiedlichen Gewichtungen immer wieder.²⁵

Daneben gibt es eine dritte Position, die zwischen dem Staatsbürger in Uniform und dem Kämpfer, zwischen Athen und Sparta also, keinen Gegensatz sieht, sondern beide Faktoren in das Leitbild des Soldaten integrieren will. Die Bundeswehrangehörigen kämen aus der Mitte der Gesellschaft, sie seien daher selbstverständlich Mitbürger und müssten sich auch so begreifen. Ihr zentraler Bezugspunkt, so Gottfried Künzlen, sei die Nation, nicht Europa und nicht der Weltbürger in Uniform. Und die »Reallagen« vor Ort führten zwangsläufig zu einer Wieder- und Neubesinnung auf soldatische Tugenden. Schließlich sei der Soldat nicht – zumindest nicht in erster Linie – Sozialarbeiter, Mediator und Diplomat.²⁶ »Demokratische Krieger« nennt Andreas Herberg-Rothe die Verbindung von Zivilgesellschaft und dem aus ihr entspringenden Subsystem des Militärs, dessen Identität aber in erheblichem Maße durch Kampf und militärische Werte bestimmt sei.²⁷

Die Debatte darüber, wie und was deutsche Soldaten im 21. Jahrhundert sein sollen, ist hochgradig normativ geprägt. Die Befürworter des Kämpferideals kommen meist nicht aus der Wissenschaft, sondern aus den Streitkräften. Wenig verwunderlich ist, dass entsprechende Wortmeldungen nicht von

22 Christian Trull, »Bildet die Bundeswehr zur Kriegstüchtigkeit aus?«, in: *Schwarzes Barett 37* (2007), S. 7–10.

23 Wolfgang Royl, »Soldat sein mit Leib und Seele. Der Kämpfer als existenzielles Leitbild einer Berufsarmee«, in: Sabine Collmer/Gerhard Kümmel (Hg.), *Ein Job wie jeder andere? Zum Selbst- und Berufsverständnis von Soldaten*, Baden-Baden 2005, S. 9–21.

24 Fritz Zwicknagl, »Die Bundeswehr an der Schwelle zum Ernstfall. Innere Führung, soldatisches Selbstverständnis und Tradition. Dringender Anstoß zur Diskussion«, in: *Schwarzes Barett 37* (2007), S. 11–13.

25 Das ist insbesondere bei pensionierten Generälen der Bundeswehr der Fall, die in den 1990er Jahren ausschieden und als Kinder und Jugendliche den Zweiten Weltkrieg noch erlebt hatten. Vgl. Gerd Schultze-Rhonhof, *Wozu noch tapfer sein? Gräfelting* 1997.

26 Gottfried Künzlen, »Kämpfer in postheroischer Zeit. Leitbilder für deutsche Soldaten zwischen Vision und Illusion«, in: Jochen Bohn/Thomas Bohrmann/Gottfried Künzlen (Hg.), *Die Bundeswehr heute. Berufsethische Perspektiven für eine Armee im Einsatz*, Stuttgart 2011, S. 27–37.

27 Andreas Herberg-Rothe, »Demokratische Krieger«, in: Karl-Heinz Lutz, *Reform, Reorganisation, Transformation. Zum Wandel in den deutschen Streitkräften von den preußischen Heeresreformen bis zur Transformation der Bundeswehr*, München 2010, S. 401–429.



Vertretern der Logistiktruppe oder der Streitkräftebasis, der Luftwaffe oder der Marine überliefert sind, sondern von Soldaten, deren Identität ganz wesentlich an einen infanteristischen Kampfauftrag gebunden ist. Sie haben ihre Sozialisation oftmals in Infanterie- oder Panzereinheiten der Bundeswehr durchlaufen, argumentieren vor dem Hintergrund der vermehrten Kampferfahrungen der Bundeswehr und aus der Perspektive des Troupiers, der im Gefecht das Überleben und das Funktionieren seiner Truppe im Auge hat. Wissenschaftler hingegen lehnen die Vorstellung des Kampfes als einen zentralen Referenzpunkt der Bundeswehr praktisch unisono ab und halten zumeist auch das Konstrukt des »demokratischen Kriegers« für inakzeptabel. Diese Akademiker haben ihre biografischen Wurzeln oftmals in der Friedensbewegung, stehen militärischen Werten und Normen generell kritisch gegenüber und betreiben Konfliktforschung nicht selten in der Überzeugung, so dem Frieden zu dienen. Ihre Vorstellung von Auslandseinsätzen ist stark geprägt von den *low-intensity operations* in Bosnien, dem Kosovo und in Afghanistan bis 2007²⁸ – einer Situation also, in der die Bundeswehr nach Ende der eigentlichen Kampfhandlungen als Friedensstabilisierer ins Land kam und die Waffe nur zum Selbstschutz einsetzen durfte.

Die Ansprüche an das, was der neue Soldat können und sein sollte, ließen den Frankfurter Politikwissenschaftler Harald Müller danach fragen, »whether society and the political leadership are overtaxing the mental, psychological and social capabilities of the men and women they are sending into extremely difficult jobs«. Denn, so Müller weiter: »Today's ideal type of the democratic soldier is a bewildering collection of military and civilian professional skills, personal capabilities and social and individual moral virtues, hardly ever found in combination in real human beings.«²⁹ Jens Warburg hat bereits zwei Jahre zuvor auf die Widersprüche im Soldatenbild hingewiesen.³⁰ Die neue Rolle der Bundeswehr seit 1990 habe zu paradoxen, wenn nicht gar un-

28 Etwa Karl Haltiner, »Spartaner oder Athener? Die europäische Offiziersausbildung vor neuen Herausforderungen«, in: Gerhard Kümmel/Sabine Collmer, *Soldat – Militär – Politik – Gesellschaft*, Baden-Baden 2003, S. 35–48.

29 Harald Müller, »Transformation Stress. Democratic Soldiers between Ideals and Mission Impossible«, in: Mannitz (Hg.), *Democratic Civil-Military Relations*, S. 271–291, hier S. 287.

30 Jens Warburg, »Paradoxe Anforderungen an Soldaten im (Kriegs-) Einsatz«, in: Dörfler-Dierken (Hg.), *Identität*, S. 57–75.

einlösbaren Forderungen geführt. »Es ist kaum vorstellbar«, so Warburg, »dass Militärangehörigen in naher Zukunft eine besondere Vorreiterrolle bei der Vermittlung von Eigenschaften wie Ambiguitätstoleranz zufallen wird.« Auch die Aufgabe als Schlichter scheint ihm in der Praxis kaum umsetzbar zu sein, da es nicht möglich sei, den Gegner militärisch zu bekämpfen und gleichzeitig wie ein ziviler Akteur aufzutreten, der schließlich keinesfalls am Kampfgeschehen beteiligt sein dürfe, wolle er seiner Rolle gerecht werden. Es bleibe unklar, was es im Einzelnen bedeuten soll, als Helfer, Vermittler, Schlichter zu wirken und trotzdem die Bereitschaft zum Kampf mitzubringen. Bei der Truppe würden ohnehin die Eskalation des Gewaltgeschehens und die im Kampf gemachten Erfahrungen zum Gravitationszentrum für die Identität, nicht die Expertenmeinungen.³¹

Warburg bringt damit ein analytisches Problem der Diskurse über das Soldatenbild auf den Punkt: die Nichtbeachtung der Binnensicht des Militärs. Die Streitkräfte erscheinen in den Debatten vielfach als Black Box. Die meisten Veröffentlichungen zum Thema sind, obwohl in wissenschaftlichen Sammelbänden oder Zeitschriften publiziert, bemerkenswert theoriearm und kaum quellengesättigt. Zudem fehlt meist ein Bezug zu den Tätigkeiten der Soldaten vor Ort, den taktischen und operativen Aufgaben der Truppe, der strategischen Gesamtlage, den eingesetzten Einheiten sowie ihren Ausbildungsrichtlinien.

Fundierte Einblicke in die Selbstwahrnehmungen der Truppe bieten zu meist nur die mit großem Aufwand erstellten Studien des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr (SOWI), die leider jedoch nicht alle publiziert wurden. Eine der wichtigsten empirischen Arbeiten ist die Berliner Dissertation von Anja Seiffert, die 1998/99 mehrere Hundert deutsche SFOR-Angehörige im bosnischen Feldlager Rajlovac befragte. Seiffert fand heraus, dass sich die militärische Identität aus einer Vielzahl von Werten und Normen zusammensetzt, wobei interessanterweise bei einer Mehrheit der Soldaten Vorstellungen von Kooperation und die Ablehnung eines Befehlsgehorsams festzustellen sind. Lediglich ein Drittel der Befragten band ihr Verständnis von Disziplin an traditionelle militärische Werte. Deutlich werden weiterhin Unterschiede bedingt durch das Alter und den militärischen Rang der Soldaten. Während die Jüngeren sich weniger für politische Rahmenbedingungen interessieren und finanziellen Anreizen eine große Rolle zumessen, standen bei den älteren, dienstgradhöheren Soldaten humanitäre Erwägungen für den Einsatz in Bosnien stärker im Vordergrund. Die heterogene und durchaus von zivilen Vorstellungen geprägte Werte- und Normenwelt³² kann freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Auslandsmissionen den Trend zum militärischen Einsatzprofi und Gewaltexperten fördern, dessen Selbstver-

31 Ebd., S. 73. So auch die These von Julika Bake, »Das Bild vom demokratischen Soldaten. Erste Ergebnisse der empirischen Fallstudie zur Bundeswehr«, in: Dörfler-Dierken (Hg.), *Identität*, S. 129–136.

32 Auf diese verweist auch Maren Tomforde, »Motivation and Self-Image among German Peacekeepers«, in: *International Peacekeeping* 12 (4), S. 576–585.



ständnis wesentlich von situativen Faktoren der Gruppendynamik und den konkreten Erfahrungen vor Ort beeinflusst ist. Die militärische Intervention werde zunehmend unhinterfragt akzeptiert, so Seiffert, die politische Dimension der soldatischen Profession ausgeblendet und die Verantwortung für das eigene Handeln an Staat, Regierung und Vorgesetzte delegiert. Das Selbstverständnis der Soldaten bleibe formal zwar auf die Verfassung und die demokratische Grundordnung bezogen und die Verbundenheit mit dem Staat werde durch den Einsatz sogar gefördert; Letztere beziehe sich jedoch vor allem auf die Exekutive, weniger auf das Parlament. Der essenzielle Friedensimperativ verliere ebenso an Bedeutung wie die Frage nach den Grenzen soldatischer Loyalität. Einsatzerfahrungen, so Seiffert, führten die Soldaten also weg von der gesellschaftlichen Rückkopplung.³³

Andere Studien bestätigten die zentrale Rolle von Werten wie Kameradschaft, Dienen und Loyalität, die Unterschiede zwischen Unteroffizieren und Offizieren in der politischen Reflexionstiefe und der grundsätzlichen Bindung an demokratische Werte und Normen, aber auch, dass zumindest die Fähigkeit zu kämpfen eine wichtige Rolle im soldatischen Selbstbild einnimmt.³⁴

Diese ersten Befunde lassen sich hervorragend auf das Referenzrahmenmodell übertragen, dass jüngst zur Analyse von Wahrnehmungen und Deutungen deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg angewandt wurde.³⁵ Es bewertet die Wirkmächtigkeit situativer Faktoren noch höher als die bisherigen Ansätze der Forschungen zur Bundeswehr, ohne den Einfluss zivilgesellschaftlicher Werte und Normen zu vernachlässigen.

33 Anja Seiffert, *Soldat der Zukunft*. Wirkungen und Folgen von Auslandseinsätzen auf das soldatische Selbstverständnis, Berlin 2005, S. 173, 224, 231, 288.

34 Bake/Meyer, »The German Bundeswehr Soldier«, in: Mannitz (Hg.), *Democratic Civil-Military Relations*, S. 67–84; Cordula Dittmer, *Gender Trouble in der Bundeswehr*, Marburg 2009; Heiko Biehl/Ulrich vom Hagen/Reinhard Mackewitsch, *Motivation von Soldaten im Auslandseinsatz*, Strausberg 2000; Heiko Biehl/Jörg Keller, »Hohe Identifikation und nüchterner Blick. Die Sicht der Bundeswehrsoldaten auf ihre Einsätze«, in: Sabine Jaberg (Hg.), *Auslandseinsätze der Bundeswehr*. Sozialwissenschaftliche Analysen, Diagnosen und Perspektiven, Berlin 2009, S. 121–141.

35 Sönke Neitzel/Harald Welzer, *Soldaten*. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben, Frankfurt am Main 2011.

Referenzrahmen von Zivilgesellschaft, Militär und Krieg

Die Soldaten sind Teil der Gesellschaft, sie leben in ihr, sie kommen aus ihr, und sie kehren nach ihrem aktiven Dienst in sie zurück.³⁶ Eine der nachhaltigsten Prägungen erfahren sie also durch den Referenzrahmen der deutschen Zivilgesellschaft. Das Werte- und Normensystem von Soldaten mag diesem Referenzrahmen nicht genau entsprechen, wird aber von der Zivilgesellschaft mitgeformt. Ihre politischen Überzeugungen unterscheiden sich von denen der Allgemeinheit allenfalls in der quantitativen Verteilung, nicht aber qualitativ.

Die Auswirkungen des gesellschaftlichen Wertewandels auf die Bundeswehr sind noch nicht hinreichend untersucht, aber man wird vermuten dürfen, dass er nicht wirkungslos blieb. Zweifellos sind die Streitkräfte in ihrem Binnengefüge daher heute ziviler als in den 1960er Jahren. Und auch unter Angehörigen der Streitkräfte dürfte die Haltung etwa zur Wehrmacht mittlerweile wesentlich kritischer sein, als es noch vor zwanzig oder dreißig Jahren der Fall war, wenngleich sie wohl positiver ist als im gesamtgesellschaftlichen Durchschnitt.

Das Militär geht also aus der Gesellschaft hervor und spezifiziert als soziales Subsystem deren Werte und Normen zu einem eigenen Referenzrahmen. Systemtheoretisch gesprochen entwickeln die meisten Berufe spezifische Deutungssysteme. So unterscheiden sich etwa die Vorstellungen von richtigem und falschem Handeln eines Hedgefonds-Managers, eines Klimaforschers und eines Gebirgsjägers teilweise erheblich voneinander. Die Möglichkeit, im Kampf zu töten oder das eigene Leben zu verlieren, ist gewiss der zentrale Unterschied, aber auch die Prinzipien von Befehl und Gehorsam oder die militärischen Ausbildungs- und Karrierewege formen eine besondere Grammatik des Soldatenberufes.

Die einschlägigen Forschungen über die Kriege des 20. Jahrhunderts haben gezeigt, wie sehr schließlich der Kampf eine Erfahrungswelt prägte, in der politische oder ideologische Normen gerade für die einfachen Soldaten nur noch eine geringe Bedeutung hatten. Das Denken und Handeln der Soldaten war bestimmt von dem Versuch zu überleben, von der Erfüllung der zugewiesenen Aufgaben, dem Erledigen eines »Jobs« und dem Streben nach sozialer Anerkennung. Die Nation und die Kameraden stellten die zentralen Quellen der Sinnstiftung dar. Die Frage nach den Folgen des eigenen Handelns für die gegnerische Zivilbevölkerung oder die feindlichen Soldaten hingegen spielte meist überhaupt keine Rolle. Diese Befunde lassen sich auch auf die Bundeswehr übertragen. Sie deuten sich schon in den Untersuchungen zum SFOR-Einsatz in Bosnien an und lassen sich nun vor allem in Studien über Afghanistan nachweisen: Die Primärgruppe wird zum zentralen Bezugsrahmen, komplexere politische Sinnstiftungen nehmen an Bedeutung ab; im Vordergrund steht zumindest für jene, die außerhalb der Lager einge-

36 So argumentiert für die US-Armee Jason K. Dempsey, *Our army. Soldiers, Politics, and American Civil-Military Relations*, Princeton 2010.



setzt sind, das Bestehen im Kampf. Das Gefecht ist mittlerweile zum zentralen Element der Binnendifferenzierung der Truppe avanciert, wodurch die schon immer vorhandenen Einheitskulturen nochmals geschärft wurden. Es bildet sich eine Hierarchie von Truppengattungen heraus, die sich nach der Nähe zum Kampfgeschehen organisiert und durch Auszeichnungen sichtbar gemacht wird. Die im Jahr 2010 gestiftete »Einsatzmedaille Gefecht« avancierte zur begehrten Auszeichnung. Ihr Erwerb ist mit einem hohen Prestige innerhalb der Truppe verbunden, wie der Historiker Jens Westemeier auf dem Colloquium deutlich machte.

Eine Studie des SOWI zeigte unlängst, dass Soldaten des 22. ISAF-Kontingents im Auslandseinsatz 2010 mit großer Mehrheit dafür plädierten, häufiger Waffengewalt zur Lösung ihrer Aufgaben einzusetzen – und zwar unabhängig davon, ob sie persönlich in Gefechte verwickelt waren. Anders gewendet: Der Kampf galt diesen Männern und Frauen als ihre zentrale Aufgabe, der im Vergleich zu anderen Nationen zurückhaltende Waffeneinsatz war ihnen daher ein Dorn im Auge. Während in Deutschland dem Primat nichtmilitärischer Konfliktlösungen das Wort geredet wird, befürworteten jene, die in Afghanistan diese Politik in die Praxis umsetzen sollten, also eher einen klassisch militärischen Ansatz. Die Situation vor Ort, die von ständigen Kämpfen gegen die Taliban geprägt war, übte somit eine erhebliche Wirkung auf das gesamte 22. ISAF-Kontingents aus, obgleich nur 21 Prozent der ihm zugehörigen Soldaten persönlich in Gefechte verwickelt waren.

Die Ergebnisse der SOWI-Studie belegen einmal mehr die große Bedeutung der Gewaltausübung für soldatische Selbstbilder. Jens Warburg hat als einer der wenigen in der Debatte über die Auslandseinsätze der Bundeswehr darauf hingewiesen, wie sehr Gewalt neue Ordnungen schaffe, wie sehr sie Komplexitäten reduziere, indem sie dort, wo vormalig Ambivalenz herrschte, Eindeutigkeit befördere.³⁷ Für zurückliegende Kriege, aber auch für Afghanistan ist eindrucksvoll nachgewiesen worden, dass das Kämpfen eben nicht nur traumatische Folgen zeitigen kann, wie sie in Deutschland breit diskutiert werden, sondern auch Freude, ja Euphorie auslöst und Spaß macht. Sebastian Junger hat diese Effekte für amerikanische Fallschirmjäger während ihres Ein-

37 Warburg, »Paradoxe Anforderungen«, S. 74.

satzes im Korengaltal im Nordosten Afghanistans im Jahr 2007/2008 eindrücklich beschrieben.³⁸ Seine Schilderung, wie Gefechte Bürger in Soldaten und diese in Krieger verwandeln, die ihre emotionale Stabilität in der Kameradschaft finden und große Freude am Kämpfen und Töten empfinden, ist weder mit der Vorstellung friedensethisch motivierter Soldaten noch mit dem in Deutschland diskutierten Bild des demokratischen Kriegers in Einklang zu bringen. Doch verhalten sich Bundeswehrsoldaten im Ernstfall wirklich anders, fragte Michael Daxner unlängst rhetorisch?³⁹ Alle Erkenntnisse deuten darauf hin, dass im Gefecht die situativen Einflussfaktoren politische oder moralische Überzeugungen überlagern. Die Bundeswehr hat in Afghanistan gewiss nicht so schwere Gefechte erlebt, wie sie etwa im Korengaltal tobten, weshalb ihre Einheiten auch nicht in gleichem Ausmaß wie die US-Armee den Wirkungen von Kampf und Tod unterworfen sind. Das Reden vom »Krieg« in Afghanistan sollte zudem nicht darüber hinwegtäuschen, dass es selbst in den Jahren 2009 bis 2011 nicht immer und überall einen Guerillakrieg gegen die Taliban gab. Gleichwohl unterscheiden sich die Wahrnehmungsprozesse innerhalb der Bundeswehrkontingente nicht grundsätzlich von jenen innerhalb der US-Streitkräfte. Der Referenzrahmen des Krieges bestimmte von 2009 bis 2011 für viele Verbände der Bundeswehr den Alltag, Tod und Gewalt und der nonchalante Umgang damit avancierten zur Normalität. Die tiefer gehende Reflexion der politischen Hintergründe und der Legitimität des Einsatzes stand eben nicht im Vordergrund. Der Krieg schaffte auch hier seine eigene Welt, in der Menschen handeln, sprechen und denken, wie sie es im Frieden niemals tun würden. Rolf von Uslar und Marc-André Walther – beide Mitglieder der Bundeswehr – sind daher der Ansicht, dass die Einsatzrealität von Soldaten im Kampf nicht mit zivilgesellschaftlichen Maßstäben zu erfassen sei und diese Unterschiede akzeptiert werden müssten.⁴⁰ Der diachrone Vergleich mit zurückliegenden Kriegen stützt diese These. Er zeigt nämlich, dass sich grundlegende Wahrnehmungs- und Handlungsmuster im Krieg auch unabhängig von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einstellten – ein Phänomen, das im deutschen wissenschaftlichen Diskurs kaum reflektiert wird.⁴¹

Die Diskussionen des elften Berliner Colloquiums zur Zeitgeschichte haben deutlich gezeigt, dass die Erfahrungs- und Lebenswelt von Soldaten im Auslandseinsatz der am wenigsten erforschte Aspekt der Neuen Kriege ist. Dies gilt für die europäischen Armeen im Allgemeinen und für die Bundes-

38 Sebastian Junger, *War*, London 2010.

39 Michael Daxner, »Heimatsdiskurs – ein deutsches Problem?«, in: ders./Hannah Neumann (Hg.), *Heimatsdiskurs*. Wie die Auslandseinsätze der Bundeswehr Deutschland verändern, Bielefeld 2012, S. 15–68, hier S. 50.

40 Rolf von Uslar/Marc-André Walther, »Kampfmoral: Voraussetzung für das Bestehen im Einsatz«, in: Hartmann (Hg.), *Soldatenberuf*, S. 73–89, hier S. 87.

41 Darauf hat in einer klugen Analyse hingewiesen: Marc Hansen, »Vom Friedensalltag zur Kriegserfahrung. Eine kulturgeschichtliche Annäherung an Bundeswehrsoldaten im Kampfeinsatz«, in: Bernhard Chiari (Hg.), *Auftrag Auslandseinsatz*. Neueste Militärgeschichte an der Schnittstelle von Geschichtswissenschaft, Politik, Öffentlichkeit und Streitkräften, Freiburg 2012, S. 263–273.

Y – Das Magazin der Bundeswehr wird vom Bundesministerium der Verteidigung herausgegeben. Es dient der Truppeninformation. »Unter Einsatz aller journalistischen Stilmittel« versorgt die Zeitschrift ihre Leserschaft allmonatlich mit Wissenswertem rund um die Bundeswehr. Wie sie deren Auftrag interpretiert und welche Bilder des Soldatischen dabei entstehen, verrät die Sequenz von Titelbildern aus den jüngsten Jahrgängen.



wehr im Besonderen. Freilich sind gerade die Kampfeinsätze analytisch überaus interessante Phänomene, da hier die Interaktionen von Referenzsystemen der Gesellschaft, des Militärs, des Krieges und des Individuums untersucht und mit denen anderer Armeen und Gesellschaften verglichen werden können. Zudem ist auch der diachrone Vergleich mit zurückliegenden Konflikten erhellend, um nationale Militärkulturen⁴² – so diese denn existieren – besser verstehen zu können. Die Forschung ist auf diesem Gebiet bislang kaum vorgekommen, was auch an der mangelnden Interdisziplinarität liegt. Soziologen und Politikwissenschaftler konzentrieren sich bislang auf die Analyse der Neuen Kriege, ohne die reichhaltigen militärhistorischen Forschungen hinreichend zu nutzen. Zudem steht die normative Distanz vieler Forscher zu ihrem Gegenstand einer wissenschaftlichen Analyse der Binnenwelt des Militärs vielfach im Wege. Hinzu kommt, dass die einschlägigen Quellen über den Alltag im Kampf bislang nur verstreut zugänglich sind, etwa in Form von publizierten Auszügen aus Feldpostbriefen oder in Erlebnisberichten.⁴³ In Einzelfällen können durch Interviews aufschlussreiche Erkenntnisse gewonnen werden. Aus den abgehörten Gesprächen deutscher Gefangener im Zweiten Weltkrieg weiß man allerdings, dass Soldaten untereinander ganz anders reden als mit ihren Angehörigen oder in der Öffentlichkeit. Unverstellte Eindrücke aus der Binnenwelt des Bundeswehreinsetzes sind daher nur sporadisch öffentlich zugänglich geworden. Umso wichtiger ist es daher, die Forschungserkenntnisse über die Gewaltdynamiken und die Militärkulturen der Weltkriege oder des Vietnamkrieges in noch stärkerem Maße zur Erforschung der aktuellen Konflikte heranzuziehen.

Der Afghanistaneinsatz stieß einen noch lange nicht abgeschlossenen Lernprozess innerhalb und außerhalb der Bundeswehr an. Die mangelnde Koordination von zivilen und militärischen Stellen ist zweifelsohne eine

42 Interessant dazu vor allem der Sammelband von Mannitz (Hg.), *Democratic Civil-Military Relations*.

43 Johannes Clair, *Vier Tage im November*. Mein Kampfeinsatz in Afghanistan. Berlin 2012; Heike Groos, *Ein schöner Tag zum Sterben*. Als Bundeswehrärztin in Afghanistan, Frankfurt am Main 2009; Achim Wohlgetan, *Operation Kundus*. Mein zweiter Einsatz in Afghanistan, Berlin 2009, ders.: *Endstation Kabul*. Als deutscher Soldat in Afghanistan. Ein Insiderbericht, Berlin 2008; Marc Baumann/Martin Langeder/Mauritius Much/Bastian Obermayer/Franziska Storz (Hg.), *Feldpost*. Briefe deutscher Soldaten aus Afghanistan, Reinbek 2011.

wichtige Erfahrung, die in der Tat nach neuen Ausbildungs- und Organisationskonzepten verlangt, wie Klaus Naumann auf dem Colloquium bemerkte.⁴⁴ Rückblickend zeigt sich aber auch, dass die Bundeswehr auf politischen Druck hin viel zu lange das aktive Operieren gegen die Taliban vernachlässigte und so die massive Verschlechterung der Sicherheitslage im Norden Afghanistans mitverschuldete.⁴⁵ Sosehr die gängigen COIN-Strategien auf zivilen Wiederaufbau und *partnering* setzen, sosehr beinhalten sie eben auch eine militärische Komponente, die sich mit Streetworkern nicht umsetzen lässt.⁴⁶ Der Wunsch, das Militärische aus den Streitkräften herauszulösen, sie zu zivilisieren, ist eine Illusion, wie sie im Übrigen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien, Spanien oder den Niederlanden zu beobachten ist. Er ist eigentlich nur umzusetzen, wenn man die Streitkräfte nicht mehr zu militärischen Aufgaben heranzöge – doch dann wäre es konsequenter, sie gleich aufzulösen.⁴⁷

44 Hierzu auch: Klaus Naumann, »Die Politik des Militärs der Gesellschaft. Staats- und gesellschaftspolitische Implikationen der Bundeswehrstrukturreform«, in: »Militär und Demokratie«, S. 4–13.

45 Kritik an der nichtkämpferischen Einstellung der Bundeswehr kommt vor allem aus Großbritannien: Anthony King, *The Transformation of Europe's Armed Forces. From the Rhine to Afghanistan*. Cambridge 2011, S. 278–281.

46 Timo Noetzel, »Germany's Small War in Afghanistan. Military Learning amid Politico-strategic Inertia«, in: *Contemporary Security Policy* 2010 (3), S. 486–508.

47 Kritik an der militärischen Zurückhaltung Europas ist insbesondere in den USA verbreitet; vgl. etwa James J. Sheehan, *Where Have All the Soldiers Gone? The Transformation of Modern Europe*, New York 2009.